Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 53

Artikel: Unsere Festzeiten im bernischen Brauch und Volksglauben

Autor: Schwarz, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646275

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zahlen, aber sie habe ihr Kind wieder und so sei alles vergessen.

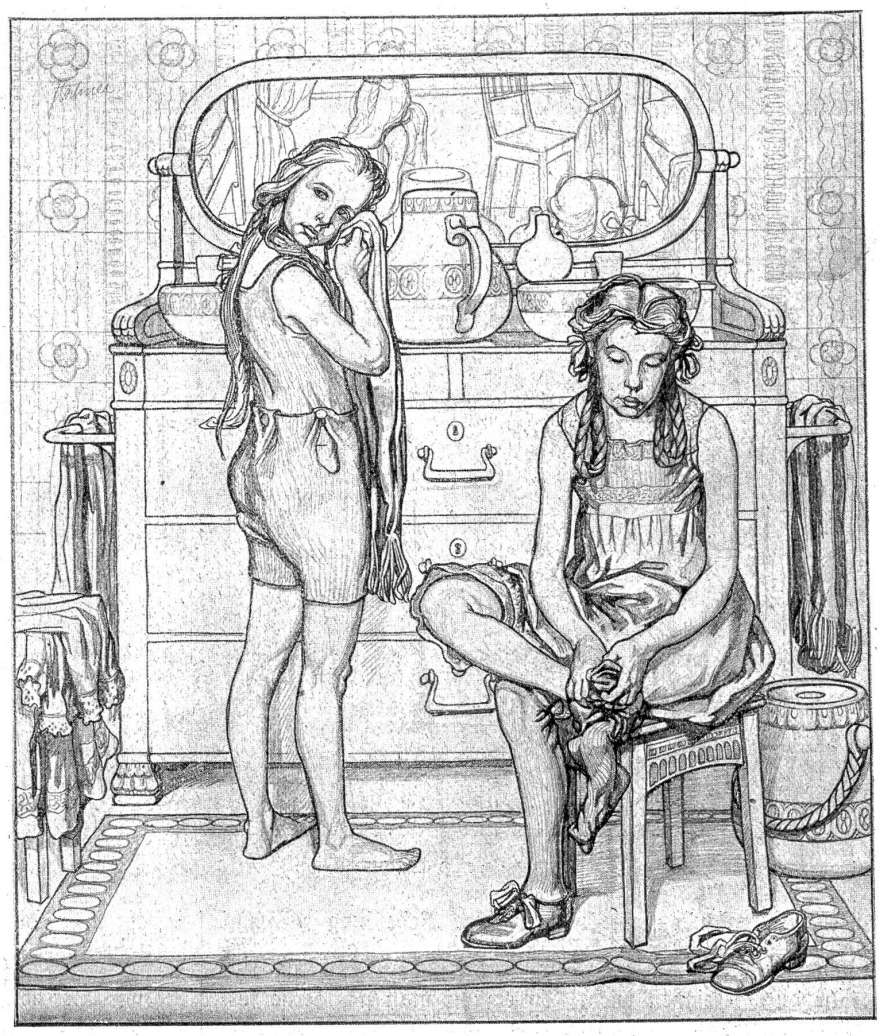
Wir alle gingen, den Knaben anzusehen — es war ein sehr schöner, aufgeweckter Junge. Als wir ihn fragten, wie er denn nach Rettenegg hinübergekommen sei, antwortete er, er sei hinübergegangen.

„Auf welchem Wege?" „Ueber den hohen Berg, wo mich die Mutter einmal herübergeführt hat." „Kind! und hast du den Steig gefunden? Bist du denn nicht über die Felsen gestürzt?" „Ich habe nichts gesehen, es ist finster gewesen." „Und bist du denn nicht erfroren?" rief der Rochusberger.

„Ich bin schnell gegangen." „Und hast uns nicht schreien gehört?" „Es ist der Wind so stark gewesen." Weiter wußte er nichts anzugeben. So sagten die Leute: Hier sei ein Mirakel geschehen und der Schutzengel habe ihn geführt.

Im Tale war Schneien und Trübnis tage- und tagelang; was auf dem hohen Berge vorging, auf welchen das schwere Gewölbe des Himmels niedergesunken, das ist dem menschlichen Auge verhüllt gewesen.

Aus: „Ernst und Heiter" von Peter Rosegger. Der Verfasser der „Waldbauernbuben-Geschichten" erzählt in diesem Buche mit unnachahmlicher Kunst von seinen Jugenderlebnissen, gleich vergnüglich und erbaulich für Jung wie Alt. Das Buch sei unsern Lesern bestens empfohlen. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.



Karl Itschner (Klischee aus „O mein Heimatland") **Im Kinderzimmer**

Unsere Festzeiten im bernischen Brauch und Volksglauben.

Von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

Wann feiern wir Neujahr? Wieder am 1. Januar wie schon letztes Mal? So fragen scherzhafterweise die Kinder, wenn ein neuer Kalender, „die neui Brattig", ins Haus kommt. So albern die Frage auch klingt, so hat sie doch ihre tiefe Berechtigung, denn oft, ja meist, beginnt ein wichtiger Lebensabschnitt nicht mit dem Jahreswechsel, sondern im Frühling, beispielsweise mit dem Beginn des neuen Schuljahres, auf welchen Tag das Gefühl, einen Zeitwechsel zu erleben, auch viel stärker ist als um das Neujahr herum.

Jeder Tag kann für uns einen „Wechsel" bringen — und wer, um ihn einzulösen, stets die richtige Münze bereit hat, ist Sieger im Kampf ums Dasein. Abgesehen aber von diesen nur für den einzelnen wichtigen Uebergängen, fanden im Laufe der Zeiten eine Anzahl Verschiebungen des Jahresbeginnes statt, daß die Kinderfrage auch anders einen Sinn hat.

Eine dieser Verschiebungen ist noch heute im Volksbewußtsein nicht vergessen: die durch den Papst Gregor XIII. im Jahr 1582 durchgeführte Aenderung der Zeitrechnung. Der Unterschied zwischen dem julianischen und dem gregorianischen Kalender beträgt nun 13 Tage, die Mordtat in Serajewo fand z. B. für die Russen nicht am 23. Juli 1914, sondern am 10. Juli statt.

Ich erinnere mich noch aus meiner Jugendzeit, daß am „alten heiligen Tag" kein Pferd gebraucht, ja kaum recht aus dem Stall genommen werden durfte. Das war am 5. Januar. Heute ist der „alte heilige Tag" am 6. Januar und das alte Neujahr am 13. desselben Monats, während es bis 1900 auf den 12. Januar fiel. Dies rührt daher, daß wir im Jahr 1900 den Schalttag ausfallen ließen und so gegenüber den Anhängern des julianischen Kalenders wiederum einen Tag vorrückten. So wenig wie die alte Weihnacht wurde das alte Neujahr durch Arbeit entweiht. Besondere Rücksicht wurde immer auf die Tiere genommen. Eine ähnliche Erscheinung finden wir in der Umgebung von Wahlern. Dort wird am Samstag, besonders nachmittags, nicht gepflügt. Ob dort Sabbatisten diesen Brauch eingeführt haben, war bisher nicht zu ermitteln. Sonderbar ist nur das, daß Arbeiten, bei denen keine Zugtiere gebraucht werden, unbedenklich ausgeführt werden dürfen und auch stets ausgeführt werden. Immer, wenn wir im bernischen Volksbrauch ein Arbeitsverbot haben, wird es viel strenger auf die Tiere, vor allem auf die Pferde, als auf die Leute angewendet, im Grunde ein schöner Zug, wenn er auch auf heidnische Zeiten zurückgehen mag, da man an den Tagen der Götter deren heilige Tiere nicht gebrauchen durfte. In der „alten heiligen Nacht", also in der Weihnacht des julianischen Kalenders, der im

Edouard Vallet (Klischee aus „O mein Heimatland") Walliserinnen

alten Volksglauben eine viel größere Bedeutung zukommt als der heute allgemein gefeierten, können nach altem Volksglauben die Tiere reden. Sie wissen auch, was sich das Jahr durch ereignen wird. So erzählt man sich gerne folgende Geschichte, die zugleich eine bekannte bernische Tugend lehrt: Geduldige Ergebung ins Unvermeidliche. Ein Bauer, der den Tieren ablauschen wollte, was sich im neuen Jahr ereignen werde, schlüpfte unter die Krippe. Um Mitternacht begann eine Kuh um den Bauern zu klagen, weil es ihm noch diese Woche schlimm gehen werde, er werde ein Bein brechen. Der Bauer schlüpfte am Morgen vorsichtig aus seinem Versteck hervor und begab sich ohne weiteres ins Bett, wo er die Woche durch bleiben wollte. Allerdings wurde ihm die Zeit sehr lang, aber er hielt tapfer aus. Am Samstag, als er so ruhig im Bett lag, bemerkte er ein Rispern in seinem Strohsack. Es war eine Maus. Froh über die Abwechslung, klopfte er in seinem Bett herum, bis er die Maus glücklich herausjagen konnte. Als er sie quer durchs Zimmer laufen sah, konnte er sich nicht mehr halten, sprang aus dem Bett — und brach ein Bein. — Es gibt noch eine ganze Anzahl anderer Mittel, um in die Zukunft wenigstens einen Blick zu werfen. Daß dieser Blick meist dem oder der Zukünftigen gilt, ist einleuchtend. Da ziehen denn die Mädchen ein Scheit aus einer Beige, und dessen Form, „gschlacht oder ungschlacht", schön gerade oder „verzworgglet", charakterisiert den vom Schicksal Beschiedenen hinlänglich, wenn vielleicht auch nicht gerade zuverlässig. Sicher etwas beleidigend für die Mädchen ist der Brauch der jungen Burschen, ausgerechnet an einem Schafstall zu klopfen, um zu hören, was für ein Schaf zuerst blöckt. Ist's ein altes, so bekommt der vorwitzige Klopfer eine alte, häßliche, ist's ein junges, eine junge hübsche Frau. Das Bleigießen ist bekannter als die Geschichte, die zur Abschreckung davon erzählt wird, daß nämlich einmal das Blei aufgespritzt und dem gwundrigen Mädchen die Augen ausgebrannt habe. Als Witz wird etwa einem beschränkten heiratslustigen Meitschi angeraten, um Mitternacht mit dem Hemd rückwärtsgehend den mittelsten Laden in seinem Zimmer zu wischen und den Kehricht über die linke Schulter zu werfen. Wenn sie sich dann wende, so sagt man, sehe sie den Zukünftigen im Spiegel. Daß bei dieser mystischen Handlung die Lauscher am Fenster nicht fehlen, ist klar. Ratsamer ist es schon, stark gesalzene kleine Brötchen zu backen, dann soll der Mann der Wahl im Traum einem zu trinken bringen. Diese Spekulation ist psychologisch gar nicht übel. Man kann auch zu neun verschiedenen Brunnen gehen und bei jedem drei Schlücke Wasser trinken. Geht man dann in die Kirche, so begegnet einem der richtige.

Schließlich handelt es sich aber doch nicht einzig ums Heiraten. Der vorsichtige Bauer, der schon eine Familie hat, möchte lieber wissen, ob das Jahr ein nasses oder ein trockenes werden wird und wo er am besten die Kartoffeln setzt, damit sie weder zu naß noch zu trocken haben. Er legt zu diesem Zweck zwölf Zwiebelschalen, die die Monate darstellen, in eine Reihe, streut auf jede eine Prise Salz und läßt sie die alte heilige Nacht durch liegen. Je nachdem das Salz viel oder wenig Wasser angezogen hat, je nachdem wird auch das Jahr naß oder trocken, und die Frage, ob die Kartoffeln aufs Moos oder an die Sonnhalde kommen sollen, kann dann leicht erledigt werden. Auch sonst sorgt der alte Bauer fürs künftige Jahr: die Kühe bekommen eine größere Ration als gewöhnlich, um sie gewissermaßen gutgelaunt ins neue Jahr hinüberzubringen, und den Bäumen geht er nach und schüttelt jeden oder schlägt an die dicken Stämme — ein alter Fruchtbarkeitsritus.

An Opfer erinnern die Stechpalmenzweige, die hin und wieder in den Ställen aufgesteckt werden. Die „Manndeli" und „Fraueli", sowie die „Züpfen" und Tierfiguren, die landauf, landab zu Weihnachten und Neujahr gebacken werden, werden übereinstimmend als symbolische Opfer gedeutet. Das in Teig nachgeformte Opfertier vertritt die Stelle des Tieres selbst. Diese Gaben galten den altheidnischen Gottheiten, von denen noch eine bei uns umgeht oder doch vor zwanzig Jahren noch umging. Das ist der sogenannte Neujahrmutti. Im Oberland, im Seeland und besonders im Emmental kannte man ihn lange vor dem Christkind. Meine Mutter erzählte mir, daß das erste Christkind, an das sie sich erinnern konnte, aus dem benachbarten großen Dorf erst in den fünfziger Jahren in unsern verlassenen Hof im Hügelgebiet des Hundschüpfen hinaufkam. Man habe bis um diese Zeit Backwerk nur am Neujahr gemacht, zu Weihnachten begann man erst in den siebziger Jahren zu backen. Dafür kam der Neujahrsmutti mit einem langen Bart, in einen Mantel gehüllt, das Gesicht mit einem großen Hut halb bedeckt und brachte Backwerk. Name und Beschreibung des „Mutti" legen uns den Gedanken nahe, daß wir hier eine Erinnerung an Wodan vor uns haben. Obschon sich einige Mythologen gegen die Verbreitung des Wodankultus auf dem heutigen Schweizerboden wenden, so sind doch einige Zeugnisse vorhanden, die den Schluß zulassen, daß Wodan auch in der Schweiz bekannt war. So wurde die Nordendorferspange, die seinen Namen nennt, in der Schweiz gefunden, ebenso die vielverbreiteten Sagen vom wütenden Heer oder bezeichnend „von Müetis Heer"

(vergl. in letzter Nummer den Aufsatz „Zur heiligen Zeit"), ist in der ganzen Schweiz stark verbreitet. Daß sich der Name Wodan in Mutti umwandeln kann, ist durch viele Zeugnisse aus lebenden Dialekten und aus der Literatur bewiesen. Wir haben die Formen Wuotan, Muotan, Muotti, Müetti und schließlich Mutti.

Wir haben bis dahin zwischen Neujahrs- und Weihnachtsgebräuchen, sowie zwischen solchen, die auf altes Neujahr und alte Weihnachten fielen, nicht unterschieden. Es ist das gar nicht mehr möglich, und diese Unmöglichkeit wird verständlich, wenn wir die geschichtliche Entstehung dieser Festtage betrachten. Ursprünglich feierten die Römer den Jahreswechsel am 1. Januar, die Sonnenwende am 25. Dezember und acht Tage vorher begann ihr ausgelassenstes Fest, die Saturnalien. Die Christen dagegen feierten den 6. Januar, den Tauftag Jesu, den Epiphaniastag. Erst 354 führte der Bischof Liberius die Geburtstagsfeier Jesu ein und setzte sie auf den Tag, an dem nach römischer Auffassung sich das Tagesgestirn zu erheben begann. Dem Spruch entsprechend „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen", setzte man den Geburtstag des Täufers Johannes auf den 24. Juni an. Im 9. Jahrhundert setzte der Papst den Jahresanfang auch auf den 25. Dezember, um dem Geburtstag Jesu größere Wichtigkeit zu geben, drang aber nicht durch mit diesem Vorschlag, obschon die Kurie bis ins 17. Jahrhundert an diesem Jahresbeginn festhielt.

Ob die viel verbreitete Sitte des Verkleidens als Tier auf die Saturnalien zurückgeht, ist auch nicht einwandfrei nachzuweisen. Schon Ambrosius erwähnt sie, dann begegnet man ihr durchs ganze Mittelalter, in Predigten (6. Jahrhundert), in Bußbüchern, Konzilakten und Briefen wird sie erwähnt. Sehr ausgeprägt ist die Sitte noch im Dorf Schwarzenburg. Am „Altjahrabend" (Silvester) wird ein aus starkem Karton gefertigter Eselskopf, der durchs Jahr von einem jungen Burschen verwahrt wird, hervorgenommen; ein Bursche schlüpft hinein und wird mit einem grauen Tuch bedeckt. Zwei Stecken in den Händen ersetzen die Vorderbeine. Die übrigen verkleiden sich als Frauen oder als Chinesen, Neger und so fort und der gewandteste als Pfarrer, der humoristische Ansprachen zu halten hat. Früher sollen diese gereimt gewesen sein; leider sind sie gegenwärtig — sehr ungereimt. Jeder der Teilnehmer trägt einen Namen, sie sind auch derart, daß man sie hier nicht nennen kann. Der Zug bewegt sich unter den Klängen einer Handharfe von Haus zu Haus. In einer Sammelbüchse wird Geld und in einem kleinen Fäßchen werden geistige Getränke gesammelt. Da wird Kognak, Kirschwasser, „Bund" und „Bätziwasser" hineingeschüttet, in den Wirtschaften Bier und Wein und dieses Gemisch wird schließlich getrunken!

Edlere und schönere Sitten, wie das Neujahrssingen, soweit es nicht auf bloße Geldmacherei hinausläuft, das Beschenken und Glückwünschen — (aber nicht das dreiräppige!) sollten gepflegt und schöner ausgedacht werden.

„Ein gut glückhaftig Jahre
Wir wünschen zu dieser Stund
Von Herzen und von Grund.
Gott woll' es fügen zu
Samt seinem gnadenreichen Segen
Und was mehr g'hört darzu!"

Edouard Vallet (Klischee aus „O mein Heimatland") Begräbnis

Die Weihnachts-Ausstellung bernischer Künstler.

Will man dies Jahr unsere Kunstausstellung besuchen, so wird man kaum ohne einen gehörigen Aerger und ohne das Gefühl: Es geht wirklich nicht mehr so! davonkommen. Die Hängekommission muß geradezu eine schauderhafte Aufgabe gehabt haben; sie stand einfach vor der Frage: Wie können alle Bilder auf dem vorhandenen Platz aufgehängt werden? Die andere, wichtigere Frage nach bester Beleuchtungsart, nach Zusammenstimmen malerischer Werte mußte ganz außer Acht gelassen werden: eine künstlerische Aufgabe wurde zu einem Rechenexempel. Die Ergebnisse sind aber auch danach. Unsere Weihnachts-Ausstellung ist im Ton außerordentlich reichhaltig; sie zeugt, wenn auch nicht von selbstschöpferischer Kraft, doch von einem außerordentlich lebendigen und gesunden Kunstleben. Gesund nicht deshalb, weil sich die Künstler bestrebt hätten, das, was das Publikum von Vätertagen her als Schönheit, oft eigentlich als Gewohnheit anzusehen geneigt war, nun auch in Zukunft brav weiter zu malen. Sondern sie ist gesund dadurch, weil neben den „konservativen", ihrer Mittel sicheren Malern, wie etwa U. W. Züricher, Baumgartner, Tièche, Wilhelm Balmer es sind, auch die Reifwerdenden, Stürmischen, wie Morach, Brügger und Plattner sie repräsentieren, gut vertreten sind, und weil dazwischen eine ganze Reihe geht, die alle neuen Mittel sorgfältiger prüft, aber sich dem einmal als berechtigt Anerkannten nicht verschließt. Nennt man aber die Namen Balmer und Morach, so sind zwei Welten gezeichnet, Blicke in zwei ganz verschiedene Länder tun sich auf. Eine gute Kunstausstellung sollte imstande sein, jede dieser Welten in sich abgeschlossen zu zeigen; man sollte sie wenigstens einmal rein studieren können, sollte hören können, was sie sagen, ohne das ständige Dreinreden einer ganz andern Art im Ohre zu haben. Welch grauen-